

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 8

Artikel: Die kleine Eva [Fortsetzung]

Autor: Fraser-Simson, C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein schmaler Fußpfad unweit der Bannwartshütte führt abwärts zu einem Berghäuschen, welches der Senior unserer Bergfahrt als ein Kind des Landes vor wenigen Jahren hier am Bergeshang erstellen ließ. Hier im „Zyrösli“ wollten wir den Sonntag verbringen, gemütlich uns einrichten, wie es drei Männer tun können, denen sich bereits ein leichter Raureif aufs Haupt gesetzt hat. Vor allem Wärme. In drei Löcher zugleich wird Holz gestopft. Das Quetschilber streckt sich aus dem Winterschlaf, die Eisblumen an den Scheiben fließen balsb ineinander, rinnen in kleinen Bächlein dem Gesims zu. Hui, wie es in den Ofen knadt und prasselt, das steinhardt, knorrige Wurzelholz! Neueste Nachricht: Die Wasserleitung ist eingefroren. Eigentlich selbstverständlich. Aber man weiß sich zu helfen. Mit Taschenlaternen und Eimer ausgerüstet holt einer in der nahen Brunnenstube Wasser. Indessen wird weitergefeuert, Holz ist genug, und sie haben es fast umsonst hier oben. Vielleicht taut die Leitung über Nacht.

„Le souper est servi!“ Tee, Wurst, Brot in doppelten Portionen. Etliche Scheiter fliegen wieder in die Feuerrachen. Nun folgt der gemütliche Teil des Programms, ein Höd um den warmen Ofen bei Nebensaft und Pfeifengualm — eine Berghütte ohne Rauch ist nicht natürlich. Draußen streicht der Wind heulend um das Haus herum und rüttelt an den Fensterläden.

Die alte Kastenuhr rasselte die erste Stunde herunter. Ein paar tüchtige Klöße in den Ofen, und dann sucht sich jeder seine Klappe aus. Noch im Schlaf hat einer mit Holz zu tun; er feilt auf Tod und Leben die Säge. Nach und nach kommt auch diese Musik zum Schweigen.

„Wie heimers, weimer ächt uf oder weimer blybe liege?“ fragte am Morgen eine Bassstimme unter der Dede.

„Me können go liege, wies duje usgfeht.“

Ein Fensterladen wurde zurüdgeschlagen. Klarer Sonntagsmorgen. Dem Auge gegenüber zeichnete sich die kristallene Bergkette vom azurnen Himmelsgewölbe ab. Der Wind hatte nachgelassen, eine erhabene, zu Mündung zwingende Stille ringsum. Wer wollte da liegen bleiben! Also ralch in die Höfen, den fünfzägigen Kamm durch die Mähne und nun wieder los auf Ofen und Herdloch. Gleich kann man die zweite Auflage des gestrigen Abendessens genießen. Wasser kommt immer noch keins.

Man sonnte sich draußen an der Hauswand. Wie gut das tut, den Bureauschädel ausdünsten zu lassen und dagegen Harz- und Bergluft aufzunehmen.

Während man so sinnend und kostend da saß, tauchte um die Hausecke die Gestalt des Bergbauern auf. Vater Marti hat eine feine Spürnase; er mußte drunter in seiner Hütte gewittert haben, daß Menschen über Nacht heraufgekommen sind, die ihm etwas zu erzählen hatten.

Seit einem Menschenalter haust er den größten Teil des Jahres hier oben, inmitten seiner Weidtiere und Bergblumen, erst noch mit Weib und Kindern. Doch die Buben strecken die knorrigen Glieder, zogen aus, einer nach dem andern, und sein Weib zog vor wenigen Jahren ebenfalls aus, in die obere Heimat. Als einsamer, aber zäher Baum bleibt Marti. Der Berg hat ihn festgebannt, er ringt ihn trostig seine Existenz ab und verlangt nichts Besseres als täglich seine Arbeit, Milchfost und Brotsuppe, die ihm die alte Haushälterin Rösi serviert. Weiß Gott, der Alte ist zu beneiden. Seinem Lebensinhalt läßt er sich nichts hinzufügen, nichts wegnehmen. Er steht fest auf seinem eigenen Sinnesboden, mögen die Menschen um ihn herum von den Launen der Zeit angestellt werden oder nicht. Harziges, aber gutes Bergholz.

Diesen Morgen hatte sich Vater Marti sonntäglich herausgeputzt, zwar die schwarze Krawatte fehlte, doch aus dem frisch rasierten Gesicht leuchteten zwei helle Augen. Man setzte sich auf die Bank, plauderte über Wetter und Weltlage. Über manches schüttelt der Bauer ärgerlich den Kopf.

„Ne aber ne, isch das jetzt mugli, isch das gwüß, gwüß mugli!“

Der dargebotene Stumpen ist nach einigen Zügen erloschen. Marti steht ihn sorgfältig zu sich, für später.

„Er hätte die Tabaksteuer helfen annehmen“, meinte er jetzt, „warum gibt man auch dem Gesetz nicht den gehörigen Namen? Zigarettensteuer, bim Eid, es wäre anders gegangen, aber eben, unsereins hat nichts mehr zu sagen, die Preise werden diktieren, und dafür darf man immer mehr Teile zahlen — es hat gwüß, gwüß e bei Gattig meh!“

In diesem Tone geht es eine Weile fort, bis plötzlich des Sennen Hund in langen Säzen herangesprungen kommt.

Marti stand lächelnd auf, er wußte, daß Rösi das Tier von der Kette gelassen, um den Meister heimzurufen.

„Ich will euch nicht länger versäumen, werdet auch essen wollen. Gute Heimkehr denn, grüßt mir Frau und Kinder zu Hause, ich lasse allen ein gutes Neujahr wünschen, viel Glück und gute Gesundheit.“

Dabei drückt er jedem die schwielige Hand, wendet sich ab, seine Bewegung verborgend. Der Tod seiner Frau hat eine Wunde in das Innere gefressen, und jeder Abschied stimmt ihn wehmüdig.

Eine Weile nachher prasselt es unter der Maggishuppe, neu erglüht der Stubenofen; es kommt endlich auch Leben in die Wasserleitung, nur daß das dumme Wasser direkt aus der Röhre quillt, anstatt aus dem Hahnen. Gesprungen. Also immerhin ein Erfolg. Man dreht einfach den Hahn der Brunnenstube ab, ersezt im Frühjahr stillschweigend das zerrissene Rohrstück und kein Mensch soll sagen, daß diese Leute sich nicht zu helfen wissen.

Mit dieser stillen Genugtuung verzehrte man das nach allen Regeln der Kochkunst gebraute Mittagsmenu, wisch das Geschirr, reinigte die Küche — gründlich und exakt, fast wie es daheim die Hausfrauen tun — und ließ sich nochmals zur Gemütlichkeit an der Ofenecke nieder.

Fünf Körbe von Holz hatte man verbrannt — nicht wegen der Wasserleitung — nein, Wärme muß der Mensch haben, und der Berg hat noch mehr Holz.

Langsam erlosch die Glut, das Berghäuschen versank wieder in seinen Winterschlaf, während man talwärts zog, dem Stadtgewühle zu.

Die kleine Eva.

Roman von C. Fraser-Simson.

Der Speisewagen war ziemlich voll, und der Kellner führte ihn zu einem Tisch für Zwei, dessen anderer Platz bereits besetzt war. Peter setzte sich und studierte die Speisekarte, mehr, um etwas zu tun zu haben, als aus Interesse an dem, was er zu Essen bekommen würde. Die Mahlzeiten in sämtlichen Speisewagen gleichen einander, und man weiß schon fast vorher, was es geben wird.

Nachdem Peter die Speisekarte zweimal durchgelesen und zur Kenntnis genommen hatte, daß Gruyère-Käse gestrichen war, sowie daß eine zweite Portion jedes Ganges nur gegen Nachzahlung serviert würde, warf er einen Blick auf sein Gegenüber.

Er sah einen sympathisch aussehenden, gut gewachsenen Herrn mit einem nicht uninteressanten Gesicht. Bekleidet war er mit einer Art Pelzjacke. Vermutlich auf der Rückkehr von einer Jagdpartie, dachte Peter. Sie kamen ins Gespräch, während sie sich gegenseitig Senf und Salz und was sonst einer von ihnen gerade bedurfte, zureichten. Nicht das übliche, höfliche, aber langweilige Eisenbahngespräch. Sie redeten über Dinge, die Peter lebhaft interessierten. Und bald waren sie tief in einem Meinungsaustausch über den Leitartikel, der einige Stunden früher Eva aus Peters Gedanken verdrängt hatte.

Der Herr sprach gut, und für Peter ging die Mahlzeit nur zu schnell vorüber. Als sie sich in den Schlafwagen zurückzoben, forderte Peters neuer Bekannter ihn noch zu einem „Gläschchen“ auf, ehe sie sich schlafen legten. Peter nahm gerne an. Er hatte den Wunsch, das Gespräch noch fortzuführen, und außerdem hatte Robson vergessen, seine Whiskyflasche einzupacken. So begaben sie sich in das kleine Raucherabteil und ließen sich Sodawasser und Gläser vom Kellner bringen. Der Fremde holte seinen Whisky, Peter steuerte Zigaretten bei, und dann machten sie sich's in den Korbstühlen bequem.

Sie nahmen ihr Gespräch dort wieder auf, wo sie es abgebrochen hatten. Peter gestand sich ein, daß der Herr für ihn etwas Anziehendes hatte und fragte sich, was wohl sein Beruf sein möge, der ihm Gelegenheit gegeben hatte, so viele Spezialkenntnisse zu erwerben. Eine natürliche Neugierde für einen Mann. Eine Frau hätte wahrscheinlich seinen Namen zu wissen begehrte, ob er verheiratet und besonders, ob er glücklich verheiratet war.

Allmählich aber begann Peters Interesse nachzulassen. Er fühlte sich unerklärlich schlaftrig. Seine Aufmerksamkeit wanderte, und die Worte seines Gegenüber trafen nur undeutlich an sein Ohr, als würden sie von dem dikt zwischen ihnen hängenden Zigarettenrauch aufgesaugt. Einmal war er schon ganz weg, und als dies zum zweitenmal geschah, erhob er sich taumelnd und murmelte etwas von Schlafengehen. Es war ihm, als würde ihm beim Gehen durch den Korridor von jemand geholfen, dann fiel er auf sein Bett und glaubte, ehe er das Bewußtsein völlig verlor, eine Stimme, vermutlich zum Schaffner sagen zu hören: „Mein Freund ist stark. Er hätte wirklich diese Reise nicht unternehmen sollen!“

Viele Stunden später wachte er auf. Er lag, noch immer vollständig angekleidet, auf seinem Bett. Schon zeichnete sich das erste bleiche Tageslicht an den Fensterscheiben ab. Sein Kopf schmerzte wahnsinnig, und er versuchte, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was am Abend vorher geschehen war.

Hatte er sich betrunken? Das war doch nicht möglich. An mehr als zwei Whiskys und Soda konnte er sich nicht erinnern.

Dann hörte er Stimmen aus dem nächsten Abteil, und gleich darauf erschien sein Freund aus dem Speisewagen, eine Tasse Tee in der Hand. Er trat durch die Schiebetür, die das anstoßende Abteil mit dem Peters verband.

„Nun, wie geht's?“ fragte er. „Fühlen Sie sich besser? Ich dachte, ein Schluck Tee würde Ihnen gut tun.“ Peter richtete sich mit Anstrengung auf.

„Vielen Dank“, sagte er, „sehr liebenswürdig von Ihnen.“

Gierig trank er den Tee. Die Junge klebte ihm am Gaumen. Einen Augenblick später war er wieder eingeschlafen.

Der andere lächelte befriedigt, ehe er sich in sein Abteil zurückzog.

*

Als Peter das nächstmal aufwachte, war sein Kopf noch schlimmer als je. Das Rattern des Zuges war immer das gleiche. Was für eine endlose Reise! Er erinnerte sich an den Schimmer des Tageslichtes an den Wagenfenstern und suchte von neuem danach, aber zu seinem Erstaunen entdeckte er nur schwärzeste Finsternis, wo das Fenster hätte sein müssen.

Einige Zeit beschäftigte er sich mit diesem unerklärlichen Umstand, dann, als sich seine Augen an das Düster gewöhnt hatten, ging ihm eine Ahnung auf, daß er sich nicht mehr im Zuge befände. Sein Beförderungsmittel schien ein Sanitätswagen zu sein, und er lag auf einer

Tragbahre. Oder richtiger gesagt: er war auf einer Tragbahre festgebunden, denn als er sich zu bewegen versuchte, merkte er, daß seine Arme und Füße festgeschnallt waren und er sich nicht rühren konnte.

Das war schon mehr als sonderbar. Daß er im Zug stark geworden war, wußte er. War er denn so stark geworden, daß sie am Bahnhof um einen Sanitätswagen hätten schicken müssen? Und warum hatte man ihn festgebunden? Das tat man doch nur, wenn die Leute töbisch waren oder gewalttätig wurden. Als er das letztemal aufgewacht war, hatte er sich zu allem eher als zu Gewalttätigkeiten aufgelegt gefühlt.

Wohin sollte er jetzt wohl gebracht werden? Wahrscheinlich ins Krankenhaus. Sein eigenes Haus wäre ihm weit lieber gewesen. Es war zwar nur das Hausmeister-ehepaar dort, aber eine Depeche würde Eva noch mit dem Nachzug herbringen. Wie er wünschte, daß sie jetzt bei ihm war! Sie verstand es so ausgezeichnet, mit Kranken umzugehen. Immer so beherrscht und ruhig. Es war schon allein ein Trost, sie zu beobachten, wie sie sicher und niemals ungeduldig im Krankenzimmer herumhantierte.

Und immer noch dieses leise Geschaukel des Sanitätswagens. Hol's der Teufel! Warum konnte er sich nicht mit dem Wagenführer verständigen, daß er nicht ins Krankenhaus, sondern in seine eigene Wohnung wollte? Es war zum Verzweifeln. Irgend jemand mußte doch im Wagen bei ihm sein. Wo war nur der Wärter?

Nach und nach verlor er in einen gefunden, natürlichen Schlaf und träumte, daß Eva bei ihm und alles gut war.

Das Anhalten des Wagens wedte ihn auf. Die Tür hinter seinem Kopf wurde aufgerissen und ein Tuch über sein Gesicht geworfen.

„Wohin bringen Sie mich denn?“ fragte er. „Wenn's ein Krankenhaus ist, würde ich wirklich viel lieber in mein eignes Haus gebracht werden. Hören Sie?“

Es war nicht ganz einfach, durch das Tuch sich verständlich zu machen, und da niemand auf seine Bitte reagierte, dachte er, das Beste würde sein, zu warten, bis er an seinem Bestimmungsort war und das Tuch entfernt würde, um dann seine Wünsche vorzubringen.

Er wurde aus dem Wagen heraus und einige Stufen emporgetragen. Dann ging's ein wenig weiter und wieder viele, viele Stufen hinauf. Es mußte eine hohe Treppe sein, nach seiner Schätzung. Endlich ließ man ihn nieder, und er dachte, daß man nun das Tuch wegnehmen würde. Aber anstatt dessen hörte er, daß verschiedene Schritte sich entfernten und eine Tür zugemacht und verschlossen wurde.

Ein sonderbares Krankenhaus, dachte er und schloß von neuem ein.

Als er wieder erwachte, war sein Kopf freier und er fühlte, daß ihm der Schlaf wohlgetan hatte. Nun galt es zunächst mal, das Tuch von seinem Gesicht wegzubringen. Das war nicht so leicht. Aber indem er den Kopf von einer Seite zur andern rollte und mit der ausgestreckten Zunge nachhalf, fand er, daß er es ein wenig verschieben konnte. Eine ermüdende Sache, die ihn bald schwälig machte und immer wieder zum Ausruhen zwang. Aber endlich hatte er das Tuch doch so weit zur Seite geschoben, daß es durch seine eigne Schwere vom Gesicht auf den Boden herabglitt.

Er fand sich in einem geräumigen Schlafzimmer liegen. Man hatte die Tragbahre einfach auf ein großes Bett gestellt. Durch die wagrechte Lage wurde seine Beobachtungsfähigkeit naturgemäß erheblich eingeschränkt. Was er so sehen konnte, war ein hoher Kaminsims gegenüber und etwas rechts davon eine halboffene Tür. An der Wand rechts befanden sich zwei große Fenster, und ihnen gegenüber mußte die Tür sein, durch die man ihn hereingebraht hatte.

(Fortsetzung folgt.)